Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

149. Bromberg, den 28. Juli 1927.

Bluff.

Kriminal-Roman von H. Heyermans.

(16. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Also dann nicht!" maulte die Kusine gekränkt und warf die Tür hinter sich zu.

Das gleiche taten ein paar Minuten später auch der Polizeichef und der Kommissar, und dann fuhren sie mit der Elektrischen von der Schloßstraße nach der Sarphatistraße, wobei sie sich auf dem Perron des Wagens flüsternd unterhielten. Und der Vorgesetzte interessierte sich so sehr für Duporcs Vermutungen, daß er ihn bis zu dem Hause der Witwe Menzel Polack begleitete und sich persönlich davon überzeugen konnte, wie die Beamten in der Sarphatistraße, ohne irgendwie die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, auf ihren Beobachtungsposten standen, um gegebenenfalls Hilfe leisten zu können.

„Sie sind doch ein Teufelskerl!" sagte er beim Abschied. „In jedem Falle möchte ich heute noch von Ihnen hören ... Ich bin gespannt, ob Marseille ein Resultat bringen wird ... Auf Wiedersehen."

Ruhig, als wolle er einen Anstandsbesuch abstatten, zog Duporc an der Klingel zur oberen Etage, in die er am Abend zuvor keinen Zutritt hatte erlangen können.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße standen hinter einem leeren Handwagen zwei seiner besten Beamten, als Dienstleute verkleidet, bei ein paar Kisten. Und da sie sich mit diesen Kisten zu schaffen machten, wußte er bestimmt, daß die Witwe Menzel Polack noch zu Haus sein mußte, weil die Instruktion dahin ging, daß die Beamten der Dame folgen und sie unablässig im Auge behalten sollten, falls sie ihre Wohnung verließe (und daß Jaapje Eekhorn angehalten werden sollte, falls er sich in dieser Gegend sehen ließe).

Nathan Marius klingelte zum zweiten Male, aber erst nach dem dritten Male wurde die Türe vorsichtig halb geöffnet, und eine Stimme fragte zögernd, was er wünschte.

„Sie kennen mich, gnädige Frau", sagte der Kommissar mit seinem liebenswürdigsten Tonfall. „Ich muß Sie leider einen Augenblick stören, weil ich die Kleinigkeit, die ich Ihnen in Dordrecht lieh, gerade jetzt infolge besonderer Umstände dringend zurückhaben muß ..."

„Können Sie nicht heute nachmittag oder morgen wiederkommen?" fragte die Stimme hinter der Tür; „ich bin gerade beim Anziehen und habe kein kleines Geld bei der Hand ..."

Sie zitterte am ganzen Leibe, denn Jaapje Eekhorn, der sie vor einer Stunde angeklingelt und seine Bedingungen gestellt hatte, sollte punkt halb zwölf ...

„Ich bedaure unendlich, gnädige Frau, aber ich habe bestimmt damit gerechnet; ich werde Sie in einer Minute wieder verlassen, wenn Sie nur so außerordentlich liebenswürdig sein wollten, mir die zwanzig Gulden oder vorläufig die Hälfte ... Ich bin augenblicklich in einer argen Klemme — Sie als vermögende Dame können das natürlich kaum verstehen ..."

„So treten Sie einen Augenblick näher", sagte sie äußerst nervös, weil ihr der Besuch des Kriminalkommissars gerade jetzt so ungelegen wie möglich kam, „und warten Sie, bitte, hier unten, ich bin gleich wieder da ..."

„Verzeihung", sagte er in sehr verändertem Ton, sobald er den Hausflur betreten hatte, „mit den zwanzig Gulden hat es keine Eile. Ich komme dienstlich ..."

Starr vor Schrecken setzte sie sich auf eine der Marmorstufen des kleine Vestibüls. Und durch die zwei Worte „O Gott!", die sie mit bebenden Lippen vor sich hinmurmelte, verriet sie mehr, als er zu vermuten gewagt hätte.

„Beruhigen Sie sich", sagte er beschwichtigend, „ich möchte nur ein paar ganz harmlose Auskünfte erbitten ... Sie besuchten gestern abend in einem Wohnschiff einen gewissen ..."

Sie nickte.

Ihr Schicksal ereilte sie ...

Jetzt lieber gleich alles beichten und nichts mehr verbergen; hatte sie doch ohnehin schon um neun Uhr der Versicherungsgesellschaft mitgeteilt, daß sie sich geirrt hätte! Und auch mit der Polizei hatte sie telephoniert und gebeten, sogleich den zuständigen Behörden alles Erforderliche mitzuteilen, nachdem sich herausgestellt hätte, daß die von ihr gemachten Angaben über den gestohlenen Schmuck auf einem übrigens für sie sehr beglückenden Irrtum beruht hätten: ihre Gesellschafterin, die von Perlen und Diamanten keine Ahnung hätte, sei so ungeschickt — oder in diesem Falle besser gesagt: so geschickt gewesen, ihr die imitierten Steine mit auf die Reise zu geben und die echten im Safe der Bank zu deponieren — das hätte sie heute morgen, als sie ein paar Papiere aus diesem Safe gebraucht, von denen die Coupons abzuschneiden waren, zu ihrer natürlich maßlosen Freude entdeckt. Wer hätte einen solchen glücklichen Zufall voraussehen können!

Diesen nicht ganz unglaubwürdigen Bericht hatte sie sowohl der Versicherungsgesellschaft wie auch dem diensthabenden Beamten auf dem Polizeipräsidium aufgetischt — und obwohl sie ihre Angaben stockend und äußerst nervös vorgebracht hatte, waren sie weder von dem Angestellten der Versicherungsgesellschaft, noch von dem Polizeibeamten auch nur einen Moment bezweifelt worden: die Gesellschaft freute sich natürlich ungemein darüber, daß sie nun keine Prämie auszuzahlen brauchte, und der Polizeibeamte war kreuzfidel, weil er sich über den (vermeintlichen) Reinfall des raffinierten Jan Tulp freute.

Soweit also hatte die Witwe Menzel Polack ihr schweres Vergehen einigermaßen wiedergutgemacht. Nach menschlicher Berechnung konnte der weltliche Richter ihr nichts mehr anhaben. Aber trotzdem hatte sie nach dem bedenklichen Fehltritt, den sie ja doch begangen hatte, noch nicht ihr seelisches Gleichgewicht wiedererlangt — und als sie nun gerade daran war, die unechten Ohrringe und Ringe und das Kollier gegen eine erpresserisch hohe Summe von Jaapje Eekhorn zurückzukaufen, fühlte sie sich plötzlich Nathan Duporc gegenüber wieder schuldig, weil seine durchbohrenden Augen in ihre angsterfüllte Seele ebenso rasch einzudringen schienen, wie seine unverschämten Füße in den Hausflur eingedrungen waren.

„Darf ich Sie freundlichst bitten, gnädige Frau", sagte er so schonend wie möglich, weil er aus ihrer ganzen Haltung zu entnehmen glaubte, daß sie einer Ohnmacht nahe wäre, „darf ich Sie in Ihrem eigensten Interesse bitten, mich einen Augenblick hinaufgehen zu lassen? ... Ich komme zu Ihnen als Freund und als ein Mann, dem Sie alles anvertrauen können ... Wenn eine Dame aus Ihren Kreisen des Abends einem übelbeleumdeten, unter Polizeiaufsicht stehenden Kunden in seinem armseligen Wohnschiff einen Besuch macht, so tut sie das doch vermutlich nicht zu ihrem Vergnügen. Und Sie, gnädige Frau, dürften nach meiner bescheidenen Meinung einem Gelichter in die Hände gefallen sein, das nach alter Methode auf Erpressungen ausgeht ... Habe ich recht oder nicht?"

Sie nickte von neuem, aber da ihr Bewußtsein ohnedies nur noch an einem seidenen Faden gehangen hatte und

ihr schwerer Kopf auch diese leise Nickbewegung nicht mehr vertrug, so war es ihr nun, als wenn sie tief, immer tiefer in einen bodenlosen Brunnen stürzte — ohne Halt, ohne Rettung — tiefer, immer tiefer — Stunden und Stunden lang . . .

Als sie wieder zu sich kam, lag sie in ihrem Wohnzimmer auf dem Diwan, und vor ihr stand Nathan Marius Duporc und schnaufte wie ein Blasebalg. Er hatte sie wie ein Held die 37 Stufen hinaufgetragen. Sie wog 143 Pfund brutto, dennoch hatte er der Versuchung widerstanden, den edlen Frauenleib schon nach den ersten paar Schritten auf die Treppe sinken zu lassen, war mit einer gewaltigen Anspannung aller seiner Muskeln und seines Willens bis in das zweite Stockwerk gekommen und hatte die Bewußtlose auf den Diwan im Wohnzimmer gebettet.

Zum ersten Male in seinem Leben hatte der eingefleischte Junggeselle ein Weib mit wogendem Busen und üppigen Armen so eng an sich gepreßt — wäre er etwas jünger an Leib und Seele gewesen, und wäre ihres Lebens Blüte weniger hart von mancherlei Stürmen zerzaust gewesen, so würde er vielleicht die „Essenz ihrer Seele von ihrem schmachtenden Munde“ zu sich genommen haben, wie Hans Thyssen so schlicht und poetisch in einem seiner Werke gesagt hatte. So aber dachte er, sehr viel weniger poetisch, daß 143 Pfund Bruttogewicht für seine Körperkräfte eigentlich doch ein wenig zu viel wären. Und dann schickte er sich an, die Puderspuren von den Aufschlägen seines Gehrocks zu entfernen, als Adele Esther Menzel Polack aus dem Nirwana in die irdische Zeitlichkeit, aus dem Traum zum Leben zurückkehrte.

Sie betrachtete den Besucher eine Zeitlang mit noch ganz abwesenden Augen, zog dann mit einer hastigen Bewegung ihren Rock über eine Wade, die neugierig darunter hervorguckte, und tat schließlich, was jede Frau unter so peinlichen Umständen getan haben würde: sie heulte los.

„Gnädige Frau“, sagte Duporc, der ihr Zeit lassen wollte, ganz zu sich zu kommen, und mittlerweile ihre luxuriös eingebundenen Bücher bewunderte, „ich bitte Sie, gnädige Frau, seien Sie doch ruhig!“

„Ach, es war ein solcher Alpdruck“, sagte sie und wollte zur Erläuterung noch einiges in einer ihm fremden Bildersprache dienen lassen, was er aber nicht verstand: ihm war die Hauptsache, daß sie nur überhaupt sprach!

„Was hatten Sie in dem Schiff zu suchen?“ fragte er und nahm sich einen Stuhl.

Gequält schaute sie auf die kleine vergoldete Standuhr. Und er deutete sich diesen Blick richtig und fuhr darum, während er seine eigene Uhr zog, ruhig fort:

„Um welche Zeit erwarten Sie den kleinen Schurken hier, der übrigens siebzehnmal vorbestraft ist?“

„Er kann jeden Augenblick hier sein“, antwortete sie so leise, als fürchtete sie, daß Jaapje Eekhorn schon lauschend hinter der Tür stehen könnte.

„Famos!“ antwortete der Kommissar lächelnd; „aber solange er noch nicht hier ist, können Sie mir doch noch ein paar Auskünfte geben . . .“

Dieselbe Geschichte, die sie an dem Morgen schon zweimal am Telephon erzählt hatte, kam nun mit allerhand kleinen Abweichungen noch einmal von ihren zitternden und bebenden Lippen; sie fühlte sehr genau, daß dieser Mann mit seinem scharfen Blick sie durchschaute und ihr nicht glaubte. Am Telephon war ihr der Schwindel erheblich leichter geworden, weil man sie nicht *sehen* konnte!

Er nickte nur schweigend ein paarmal und heuchelte größte Anteilnahme — dann hatte er wieder ein liebenswürdiges Lächeln, mit dem er sie ermutigen wollte, noch mehr zu sagen.

Wenn sie am Tage vorher die Versicherungsgesellschaft und seinen Kollegen auf der Polizei über den angeblichen Irrtum der nicht vorhandenen Gesellschafterin aufgeklärt hätte, so würde auch er ihr vielleicht geglaubt haben. Nun aber war er dessen gewiß, daß sie erst nach ihrem Besuch in dem Wohnschiff zu dem Entschluß gekommen war, den „Irrtum der Gesellschafterin“ zu entdecken. Trotzdem hütete er sich, etwas darüber zu sagen. Für ihn war es ja schließlich auch die Hauptsache, den gerissenen Banditen zu fassen und auf Grund seiner Aussagen die letzten Schlüsse für seinen Rapport ziehen zu können.

„Also gestern hat er Sie angeklingelt? Woher wußte er denn Ihre Nummer?“

„Die hatte ich dem . . .“

„ . . . dem scharmanten Gesandtschaftssekretär gegeben?“

„Ja . . .“ gestand sie leise.

„Was sagte der Kerl?“

„Daß ich die Steine und die Perlen bei ihm einlösen könnte, und daß er, wenn ich nur ein Sterbenswörtchen davon lautwerden ließe. — Ach, genau weiß ich nicht mehr, was er sagte; ich war ja halb irre vor Aufregung.“

„Und wenn er Ihnen nun in dem Schiff zu nahe getreten wäre?“ fragte Nathan Marius.

„Ich lasse mir nicht zu nahe treten!“ sagte sie kühnlich; „ich hatte den Browning meines seligen Mannes zu mir gesteckt, einen Browning, der immer des Nachts unter meinem Kopfkissen liegt, weil bei den Nachbarsleuten schon mal was vorgekommen ist . . .“

„Sie sind eine tapfere Frau“, lobte sie der Kommissar. „Also er bringt die falschen Steine hierher? Und gegen welches Lösegeld?“

„Achthundert Gulden . . .“

„Darf ich mir die Nummern der Scheine notieren . . .?“

„Ist das nötig?“ fragte sie mit leisem Mißtrauen, griff dann aber doch in ihren Busen, der so fest an dem seinen geruht hatte, und zog einen Umschlag mit Banknoten aus der Bluse hervor.

„Das sind ja tausend Gulden!“ sagte er verwundert.

„Ich hatte ihm fünfhundert geboten — heute morgen hat er telephonisch um tausend ersucht. Für weniger könnte er's nicht machen. Aber ich wollte versuchen, ihn bis auf achthundert herunterzudrücken . . . “

„Wenn er kommt, lassen Sie ihn ruhig in dieses Zimmer. Ich stelle mich versteckt auf, und wenn ich unerwartet dazwischenkomme, so kümmern Sie sich, bitte, weiter um nichts mehr. So, jetzt hätte ich die Nummern. Und jetzt muß ich mich noch rasch orientieren, wenn Sie gestatten . . .“

„Aber bitte sehr“, antwortete sie nun sichtlich erleichtert.

In einem Augenblick hatte Duporc die Situation überschaut. Wenn er durch den Salon hereinkäme, konnte Jaapje Eekhorn, der als sehr geschmeidiger, aalglatter Geselle bekannt war, vielleicht noch versuchen, die Treppe hinunterzukommen. Da aber würde er den auf Posten stehenden Polizisten in die Arme laufen, die auch keine Kinder waren und ihre ganz genauen Instruktionen hatten.

Noch während Duporc seinen Schlachtplan überlegte, klingelte das Telephon.

„Da ist der junge Mann“, sagte der Kommissar, „er will sich erst noch rasch vergewissern. Jetzt ruhig Blut, gnädige Frau. Sagen Sie ihm, daß Sie ihn lieber in seinem Wohnschiff besuchen möchten, weil Sie Angst hätten, mit ihm allein in der Wohnung zu sein. Und wiederholen Sie immer laut, was er antwortet — Bitte, nehmen Sie jetzt den Hörer ab . . . .“

Das kurze Gespräch ging nun so:

„Hallo . . . Ah, Sie sind es? Ich glaubte schon, Sie würden nicht mehr kommen . . . Sie sind drüben im Zigarrengeschäft? . . . Das ist aber dreist! Hätten Sie was dagegen, daß ich Sie unten treffe? Ich kann doch wirklich nicht so allein zu Hause . . . Nein, wirklich, ich trau mich nicht! Bitte, lassen Sie mich doch herunterkommen . . .“

„Zu ihm ins Wohnschiff . . .“ flüsterte Duporc, wie aus dem Souffleurkasten.

„Oder zu Ihnen ins Wohnschiff? . . . Wie meinen Sie? . . . Das ist gesunken? . . . Ach, was für ein Pech! Aber zu Hause trau ich mich doch wirklich nicht! . . . Nein, Herr — wie heißen Sie doch gleich? . . . Ich bin mutterseelenallein . . . Wirklich? . . . Auf Ihr Wort? . . . Also, dann läuten Sie zweimal, nein, dreimal . . . Dann öffne ich von oben, und Sie bleiben unten hinter der Glastüre . . . Wahr und wahrhaftig? . . . Schön, dann aber nicht mehr als achthundert . . .“

„Das haben Sie fein gemacht, gnädige Frau!“ sagte der Kommissar ermutigend, „Frauen Ihres Schlages könnten wir bei unseren Recherchen brauchen: gewandt, gescheit, ohne Furcht vor Schußwaffen . . .“

„Nebbich“, sagte sie, dieweil sie in größter Aufregung nach dem gegenüberliegenden Zigarrengeschäft starrte.

Auch Duporc beobachtete es durch einen Spalt der Vorhänge. Und als sie ihre Lippen öffnete, um noch ein Wort zu sagen — es war ihr ganz unerklärlich, daß die Ladentür so fest geschlossen blieb —, fuhr er sie barsch an: „Mund halten! Nur hinschauen! Einen ängstlichen Blick! . . . Nein, verdammt nochmal! Natürlich nicht zu mir hin! . . . Mit der Stirn gegen die Fensterscheiben, sonst riecht er den Braten, und unsere ganze Mühe ist umsonst . . . Ich werde schon reden . . . aber sehen Sie nicht zu mir her. Der Schurke ist natürlich gar nicht in dem Laden. Glauben Sie etwa, daß dieses Gesindel sich solche Blößen gibt? Ich wette tausend gegen eins, daß er von *dieser* Seite der Straße telephoniert hat . . . Stimmt! Meine Leute, die all die Zeit untätig bei ihrem Wagen standen, fangen jetzt an, ihre Kisten aufzuladen. Also haben sie ihn gesehen. Klappt großartig! . . . Jetzt kommt er über die Straße.“

„Wo?“ fragte sie leise und gespannt.

„Nicht fragen! . . . Nicht bewegen!“ zischte Duporc. „*Sie steht er, mich nicht!* . . . Sie kommen zu zweien . . . alle Wetter nochmal!“

Seit undenklichen Zeiten hatte er sich nicht so unparlamentarischer Ausdrücke bedient. Die Geschichte wurde spannend! Zwei Männer gingen quer über die Straße, sahen sich erst die Geschäftsauslagen an und versuchten dabei an-

scheinend, durch die Spiegelung der Schaufenster die obere Etage, der sie den Rücken zukehrten, zu beobachten. Dann schaute sich der Größere von den beiden vorsichtig um.

„Recht so!" sagte Duporc beinahe vergnügt; „der zweite ist David der Stelzvogel, eben erst entlassen. Der wird Schmiere stehen. Gerissene Burschen! ... Rühren Sie sich nicht! ... Verhalten Sie sich ganz ruhig. Meine Leute sind soeben mit dem Aufladen fertig geworden und ziehen nun mit ihrem Wagen in der Richtung nach dem Weesper Bahnhof los .. Geschicktes Manöver ... Jetzt schaut Jaapje herauf ..."

„Ist das ...?"

„Mund halten! ... Jawohl! ... Der Laufbursche mit dem Henkelkorb am Arm, der sich jetzt wieder suchend umsieht, als könnte er die Hausnummer nicht finden, ist unser Freund ... Mir scheint, daß er Ihnen zu Ehren sich einen falschen Schnurrbart angeklebt hat. Sonderbare Freunde hat Ihr Gesandtschaftssekretär, das muß ich sagen ..."

„Machen Sie doch jetzt keine Witze", sagte sie ganz bleich vor Nervosität, aber sie hatte noch gerade genügend Selbstbeherrschung, um sich nicht nach ihm umzusehen.

„Nicht sprechen! Nicht bewegen!" rief Duporc heftig, denn Jaapje Eekhorn, dessen schläfrige Augen jetzt unter dem Schirm der Mütze genug ausbaldowert zu haben schienen, ließ nun den langen Schlingel im Stich, der mit den Händen in den Hosentaschen vor dem Zigarrengeschäft stehen blieb, ging wieder schräg über die Straße in derselben Richtung wie die Dienstmänner, an deren Wagen etwas entzwei zu sein schien, und läutete zweimal.

„Nicht zu schnell!" sagte Nathan Marius Duporc. „Er kommt sicher herauf, auch wenn Sie ihn hundertmal bitten, unten hinter der Tür zu bleiben. Dann gehen Sie hier in das Zimmer zurück und geben Sie die Türöffnung frei... Und verhandeln Sie ganz ruhig, sehen Sie mit keinem einzigen Blick nach der Tür des Wohnzimmers, hinter der ich mich aufstelle ..."

(Fortsetzung folgt.)

Frauen, Diamanten und Perlen.

Von Ralph E. Juar.

Andere Zeiten, andere Sitten. — Nachahmungen und synthetische Perlen. — Ruskins Axiome. — Die Bürde des Besitzes. — Müde Perlen.

Viele Dinge sind es, die die Frau von heute mit anderen Augen betrachtet als ihre Mutter es getan hat. Man hatte geglaubt, die Ehrfurcht der Frau vor echten Juwelen, echten Diamanten und Perlen sei so tief, daß sie wenigstens in dieser Hinsicht unveränderlich sein würde. Auch diese Illusion müssen wir begraben. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts sind die weiblichen Ansichten über Juwelen und das Tragen von Schmuck von Grund aus andere geworden. Der Kampf des Talmi gegen das Echte geht weiter und nimmt Dimensionen an, die einen berühmten Engländer die prophetischen Worte sagen ließen, daß es sich vermutlich in einigen Jahrzehnten nicht mehr lohnen würde, echte Diamanten dem Schoße der Erde mit vielen Mühen zu entreißen, oder die Perle unter Lebensgefahr vom Meeresgrunde heraufzuholen. Andererseits hat man vielfach geäußert und befürchtet, daß das Interesse der Frau an diesem einst so viel begehrten Schmuck durch die Verbilligung der echten Diamanten und echten Perlen erlahmen werde, und zwar nicht nur bei der reichen Frau, sondern auch bei der Durchschnittsfrau.

Tausende solcher „Durchschnittsfrauen" tragen heute die billigen Ketten synthetischer Perlen, ohne sich über die Unechtheit ihres Schmuckes irgendwelche Gedanken zu machen. Die Produktion synthetischer Perlen ist so gewaltig geworden, daß sie eine große Schar von Chemikern ernährt. Es mag vor dem Kriege noch vorgekommen sein, daß eine Frau heimlich billige Imitationen erstand, um gegen die mit echtem Schmuck protzenden Nachbarn aufzukommen. Heute, im Zeitalter der Standardisierung wird sie es nicht einmal mehr heimlich tun, sondern offen davon sprechen, wie billig ihr imitierter Schmuck sei. Es dürfte kaum zutreffen, was jene ängstlichen Gemüter befürchten, daß eine Verbilligung der Diamanten und Perlen das Interesse der Frau an solchen Schmuckgegenständen lahmlegen würde. Es ist durchaus unglaubwürdig, daß die Frau wegen einer eventuellen Überschwemmung des Marktes mit diesen schönen Dingen plötzlich einen puritanisch strengen Sinn entwickeln und sich ohne jeglichen Schmuck zeigen würde, ist ihr dieser, gleich welcher Art, doch ein Lebenselement. Jede Frau liebt die Dekoration ihrer Persönlichkeit, eben um der Dekoration willen. Sie mag ihr Haar auf dem Altar der Mode opfern, sie mag versuchen, es in Äußerlichkeiten dem Manne gleichzutun, aber das ewig Weibliche geht nie verloren. Ein Ausgleich wird z. B. beim strengsten Herrenschnitt sofort geschaffen, und zwar durch das Anbringen von Ohrringen, die auffallender sind als die früheren, wie man sie zur Zeit der Zöpfe und Nackenknoten getragen hat.

Auch in der Biedermeierzeit, auch im vorigen Jahrhundert, gab es unechte Juwelen und Perlen, aber ihre holden Besitzerinnen hätten sich lieber die Zunge abgebissen, als eine Fälschung öffentlich eingestanden. Ihnen bedeuteten echte Juwelen alles. Ruskin sagt: „Ich bin der Meinung, daß niemand außer Herzoginnen und Fürstlichkeiten Diamanten tragen dürfte, und daß die Edelleute vom gemeinen Volk durch das Blitzen der Steine unterschieden werden sollen." Dieses Axiom wurde seinerzeit hoch geschätzt. Allerdings, wenn er folgerichtig seine Idee weiter entwickelte und befürwortete, daß in ähnlicher Weise auch der Fischhändler von einem Weinbauer durch den Schnitt und die Art seiner Kleider unterschieden werden müßte, so fanden diese Gedanken bei weitem nicht so viel Anklang. Wer damals falschen Schmuck trug, tat es immerhin mit einer furchtbaren Angst im Herzen vor einer möglichen Entdeckung und verließ sich vollkommen auf die guten Manieren der Gesellschaft, die ihn oder sie deckten.

Was aber tun die heute lebenden Enkelinnen jener Frauen? Sie würden es aufrichtig bedauern, wenn hinsichtlich der Echtheit bzw. Unechtheit ihres Schmuckes irgendein Zweifel vorhanden wäre. So weit geht ihre Wahrheitsliebe! Eine englische Gräfin Frances (Countess of Warwick) war als Kandidatin von der Arbeiterpartei aufgestellt worden. Man nahm es ihr jedoch sehr übel, daß sie mit einer Kette schönster Perlen in den Wahlversammlungen erschien. Als man sie deshalb fragte, ob es nicht angebracht wäre, die kostbaren Perlen wenigstens nicht in der Öffentlichkeit vor Arbeitern zu tragen, erklärte sie den Fragestellern ganz offen, daß der ganze Schmuck nur 40 Mark gekostet habe.

Eine andere Erwägung. Wenn die moderne Frau von heute Juwelen trägt, so will sie möglichst wenig damit belästigt sein. Das kann aber nur geschehen, wenn sie sich mit unechtem Schmuck behängt, denn der Besitz von echtem, macht notwendigerweise Sorgen der verschiedensten Art. Was würde z. B. eine wirklich moderne Frau tun, die als Erbe einen wertvollen echten Schmuck erhält? Man könnte jede Wette eingehen, daß sie ein Stück nach dem anderen verkaufen, in die Fassungen unechte Steine einsetzen lassen und für das Geld nützlichere Sachen und nach ihrem Geschmack angenehmere Dinge wie etwa Autos u. dgl. kaufen würde und sich todsicher auch längere und schöne Reisen gestatten würde. Damit hätte sie zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Einmal hätte sie sich der Sorgen um die echten Steine entledigt, zweitens hätte sie etwas erworben, das ihr mehr zusagt, als der tote Schmuck, ganz abgesehen davon, daß sie äußerlich auch mit dem unechten Schmuck noch ganz vortrefflich Staat machen könnte.

Zu der Bürde des Besitzes kommt aber noch die Bürde der Instandhaltung. Gerade die Instandhaltung der Perle ist eine heikle Angelegenheit. Die synthetische Perle erfreut sich besonders auch deshalb großer Beliebtheit, weil die echte Perle, so wie sie in der Muschel wächst, äußerst empfindlich ist ... Um Perlen gesund zu erhalten, müssen sie von gesunden Frauen getragen werden, und zwar so oft wie möglich. Und das ist wirklich zu viel des Guten für die moderne Frau. Es gibt berühmte Perlen, die, weil man sie nicht mehr oder nur selten trug, so unscheinbar geworden sind, daß sie zu einem Perlenarzt gesandt werden mußten. Es gibt solche Perlenärzte. Einer dieser hat folgende Methode. Er schließt die müden Perlen in eine eiserne Kassette ein und versenkt sie dann ins Meer, wo sie sechs Monate lang von den Wellen umhergeworfen werden. Werden sie wieder hervorgeholt, dann haben sie ihre alte Schönheit von neuem erreicht.

Ein „Millenarius".

Das vierjährige Gelehrtenwunder.

Von A. Lebret.

Ihr Eltern, die Ihr bei Eurem Sprößling Regungen eines frühreifen Genies zu erkennen glaubt, laßt ab von Euern Hoffnungen und Träumen. Wenn Ihr wissen wollt, was Frühreife heißt, dann greift zu der Lebensbeschreibung des Lübeckischen Kindes Christian Heinrich Heineken, dessen Todestag sich jüngst zum 200. Male jährte. Sein Lehrer, Christian von Schöneich, hat das seltsame und selten gewordene Buch geschrieben, das im Jahre 1726 zu Hamburg erschienen ist.

Was da von der Geistesentwicklung des außerordentlichen Kindes erzählt wird, klingt fast unglaublich. Es ist, als hätte sich Mutter Natur einen Scherz gestattet, um zu zeigen, daß sie, wozu sonst Jahrzehnte gehören, auch einmal zur Abwechslung in vier Jahren fertig bringen könne. Die Zeit ist in dieser Entwicklung so gut wie ausgeschaltet, denn in vier Jahren verzehrt sich dieses junge Feuer, das zur Glut gesteigert ist, auf Kosten eines ärmlichen Körpers, der bei diesem Wettrennen nicht mitkommt, so daß ein groteskes Mißverhältnis zwischen Körper und Geist entsteht. Was soll man zu einem Säugling sagen, der in den Armen seiner Amme weise Reden an seine Umgebung hält, zu der selbst gekrönte Häupter zu gehören sich zur Ehre rechnen. Und was möchte aus diesem Wunder geworden sein, wenn sein Körper den Wettlauf mit dem Geist ausgehalten und ihn ein höheres Alter hätte erreichen lassen? Sicher wären alle bisherigen Begriffe von Gelehrsamkeit in ein Nichts versunken; denn was von dem Vierjährigen berichtet wird, ist schon so fabelhaft als möglich.

Chr. H. Heineken, eines Kunstmalers Sohn, begann, kaum geboren, mit dem Lernen, das ihm ein einzigartig gutes Gedächtnis zum freudigen Spiel werden ließ. Dem Geiste der Zeit folgend begann man den Unterricht mit der Heiligen Schrift. Am Ende des ersten Lebensjahres wußte das Wunderkind alle wichtigen Tatsachen der fünf Bücher Moses nach der Ordnung, mit 13 Monaten die der übrigen Bücher des Alten Testaments, einen Monat später auch die des Neuen. Daran schloß sich das Studium der alten Geschichte und der Geographie. Sein Gedächtnis kam ihm dabei so zu Hilfe, daß er auf alles, was man auch von ihm daraus nach Gefallen erheischte, hurtigen Bescheid geben konnte . . . zu schweigen der dabei behaltenen Menge von mehr als achttausend lateinischen Wörtern, deren er aufs wenigste „hundert und fünfzig wöchentlich erlernte". Wie ein Symbol für die Kürze seiner irdischen Laufbahn mutet es an, daß das Kind mit 19 Monaten sich mit Vorliebe in das Studium eines Totenschädels vertiefte und sich an einem gemalten Totentanz erfreute. Daneben war ihm der Gebrauch der französischen Umgangssprache und des Einmaleins geläufig.

Kein Wunder, daß das Gehäuse, in das dieser Geist eingesperrt war, zurückbleiben und verkümmern mußte. Die Gesundheit des Kindes war stets sehr schwach und sein Wunsch glühend, daß seine Seele in einem gesunden Körper wohnen möchte. Man erhofft Besserung von einer Reise, und sein eigener Wunsch geht dahin, dem König von Dänemark seine gemalten Karten zu schenken. Diese Reise war der Höhepunkt seines Lebens, und es ist nicht wahrscheinlich, daß jemals ein menschliches Naturwunder in so zartem Alter der Öffentlichkeit gezeigt wurde. Auf der Reise beweist das Kind auf Schritt und Tritt sein reiches Wissen durch Anführung von Zitaten aus der lateinischen Literatur, deren es über 1500 stets gegenwärtig hatte. In beredten Worten, die gar nichts Kindliches an sich haben, wenn es sich auch darin selbst als schwachen Säugling bezeichnet, wendet es sich, zur Audienz zugelassen, an den König und fleht um einen Strahl der königlichen Gnade. Darauf wandelt es ein Durstgefühl an, und mit rührender Naivität verlangt es nach der Brust seiner stets nahen Amme. In allerhöchster Anwesenheit seiner Majestät geht die Nahrungsaufnahme des Dreijährigen vor sich. Auf den verschiedensten Gebieten beweist er dann noch sein unglaubliches Wissen, hält dazwischen Ansprachen und verfällt gelegentlich auch auf Dinge, die normalerweise seinem Alter entsprechen, wo er z. B. Steckenpferd reiten will. Durch schalkhafte Einfälle bringt er die ganze Gesellschaft zum Lachen, wie er überhaupt bei jeder Gelegenheit ein lateinisches Zitat bei der Hand hat, das in scherzhafter Weise die jeweilige Lage beleuchtet.

Nach Hause zurückgekehrt, verfiel das einzigartige Kind in unaufhaltsames Siechtum, dem es im Alter von 4 Jahren, 4 Monaten und 21 Tagen erlag. Zwei Wochen lang zogen viele Tausende vor seiner aufgebahrten Leiche vorüber, denn jeder hatte das Gefühl, daß, wie sein Lehrer es ausdrückte, ein „Millenarius", d. h. ein Phänomen wie es nur einmal in tausend Jahren erscheint, dahingegangen war.

Bunte Chronik

*** Die Operationszange im Körper.** In einem Londoner Hospital liegt eine 25 Jahre alte Amerikanerin, die demnächst einen sensationellen Prozeß gegen einen bekannten Newyorker Chirurgen einleiten dürfte, der diese Dame vor zwei Jahren in Nwyork operierte und dann in ihrem Körper eine 20 Zentimeter lange Zange liegen ließ. Seither ist die Dame in Indien und Marokko gewesen, hat allen möglichen Sport getrieben, hat geschwommen und getanzt, geritten und Tennis gespielt und sogar einen akrobatischen Tanzkursus mitgemacht, und all dies mit der 20 Zentimeter langen Zange im Leibe. Hin und wieder fühlte sie sich allerdings nicht ganz wohl, und als sie nach England kam, suchte sie einen Arzt auf. Der vermutete ein Gewächs und machte eine Röntgenaufnahme. Als er die Platte sah, glaubte er, die Dame müsse auf einer Zange gelegen haben, und machte eine zweite Aufnahme, die jedoch jeden Zweifel behob. Bei der Operation ergab sich, daß die Zange vollkommen eingekapselt war und deshalb sehr wenig Schaden angerichtet hatte. Das Befinden der Patientin ist gut. Die Röntgenaufnahmen zusammen mit den Aussagen der Londoner Ärzte sind amtlich versiegelt worden und werden später als Beweise dem Gericht übergeben werden.

*

*** Ein Schönheitsserum.** Ein Wiener Arzt, Dr. Kapp, hat nach Pressemeldungen ein Schönheitsserum erfunden, das durch Einspritzen unter die Haut wieder Jugendfrische verleihen soll.

Rätsel-Ecke

Scherz-Rätsel.

gg n ehmen der **1. Brot**-A.-G.

(Kreis:) Offenbach a. M.

*

Ergänzungs-Rätsel.

Es sind 7 Wörter zu finden, die ein Verbindungsglied b zwischen den unter a und c verzeichneten Wörtern bilden. Die Anfangsbuchstaben der verbindenden Wörter b nennen bei richtiger Lösung eine bedeutende Stadt.

a)	b)	c)
Forst	?	Stand
Fang	?	Brust
See	?	Heim
Schnee	?	Saal
Sand	?	Werk
Land	?	Haus
Stamm	?	Mahl

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 145.

Auflösung des Diamant-Zahlen-Rätsels:

D
E L I
H A R F E
C E L E B E S
S O L F E R I N O
I R R A H I M
R A D O M
F E E
R

Die Sommerfrische.

*

Zitatenrätsel: Sicher ist der schmale Weg der Pflicht

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.